

Materialmappe

# HAIRSPRAY

Basierend auf dem New Line Cinema Film, Drehbuch und Regie John Waters

Buch von Mark O' Donnell & Thomas Meehan / Musik von Marc Shaiman /  
Texte von Scott Wittman & Marc Shaiman / Deutsch von Jörn Ingwersen  
(Dialoge) & Heiko Wohlgemuth (Songs)



## Besetzung

Tracy Turnblad  
Edna Turnblad  
Wilbur Turnblad  
Corny Collins  
Amber von Tussle  
Velma von Tussle  
Penny Pingleton  
Prudy Pingleton/ Aufseherin/ Sportlehrerin  
Motormouth Maybelle  
Lil' Inez  
Seaweed J. Stubbs  
Link Larkin  
Harriman F. Spritzer / Mr. Pinky / Schuldirektor  
Fender  
Brad  
Tammy  
Brenda  
Shelley  
Sketch  
Kameramann

Konstanze Fischer  
Christoph Sommer  
Johannes Simons  
Stefan Faupel  
Caroline Wybranietz  
Ramona Marx  
Steffi Baur  
Sibylle Hellmann a. G.  
Richetta Manager a.G.  
Grace Izekor Omoregie a.G.  
William Baugh a.G.  
Robert Zimmermann  
Jan-Eric Meier  
Jeffrey von Laun  
Philipp Osterkamp  
Paula Clausen  
Katharina Kück  
Lenke Lemke  
Kevin Focke  
Patrick Owerdieck

### Band:

Saxophon  
Trompete  
Gitarre  
E-Bass  
Schlagzeug  
E-Piano

Matthias Schinkopf / Tammo Pitters  
Nigel Moore / Tom Schmeichel  
Jan Oliver Rodt / Martin Flindt  
Boy Petersen / Stefan Diedrich  
Hartmut Ritgen / Sebastian Vogt  
Simon Kasper

### Regie

Musikalische Leitung  
Choreografie  
Bühnenbild  
Kostümbild  
Beleuchtung  
Dramaturgie  
Regieassistenz  
Soufflage  
Inspizienz

Olaf Strieb  
Simon Kasper  
Franziska Plüschke  
Cornelia Brey  
Rebekka Zimlich  
Hermann Hanneken  
Kerstin Car  
Lisa Kerschkamp  
Valeska Lembke  
Lisa Kerschkamp / Björn de Groot

Vorstellungsdauer:

2,5 Stunden, eine Pause

Premiere:

03/09/2022 Stadttheater Wilhelmshaven

Die Übertragung des Aufführungsrechtes erfolgt in Übereinkunft mit MUSIC THEATRE INTERNATIONAL (EUROPE), London. Bühnenvertrieb in Deutschland: MUSIK UND BÜHNE Verlagsgesellschaft mbH, Wiesbaden.

## Inhaltsverzeichnis:

<b>Vorwort</b>	<b>S. 4</b>
<b>Die unschöne Wahrheit über das echte „Hairspray“</b>	<b>S. 5</b>
<b>Das Prinzip der Segregation in den USA</b>	<b>S. 7</b>
<b>Rassenordnung als Macht</b>	<b>S. 9</b>
<b>"Body Shaming": Wie Menschen wegen ihres Körpers diskriminiert werden</b>	<b>S. 13</b>
<b>Interview mit Emilia Roig</b>	<b>S. 16</b>
<b>Rock 'n' Roll und Rhythm &amp; Blues</b>	<b>S. 21</b>

## Vorwort

1988 erschien John Waters berühmt-berüchtigter Film „Hairspray“ – als Hommage an seine Heimatstadt Baltimore, als ironischer Gruß an die Bewohner\*innen eben dieser Stadt im amerikanischen Bundesstaat Maryland, als Kritik an der restriktiven und rassistischen Gesellschaft der frühen 1960-er Jahre und als fiktive und positiv aufgeladene Neudichtung der amerikanischen Geschichte. Eine kühne und dennoch auch kritische Liebeserklärung an die 1960-er Jahre, an Solidarität und den amerikanischen Traum, die dank schwungvoller Tänze, dem Geist des Rock'n'Roll und einiger Extradosen Hairspray von Baltimore aus um die Welt ging.

24 Jahre nach Veröffentlichung des Films folgte 2002 das, was man als logische Schlussfolgerung eines solch andauernden Erfolgs betrachten kann: die Uraufführung des gleichnamigen (und auf dem Film basierenden) Musicals am Broadway und eine Neuverfilmung, die sich am Musical orientierte. In New York lief der Broadwayhit bis 2009. Mehr als 2.500-mal fegte Protagonistin Tracy Turnblad dort ihre Rivalin Amber von Tussle ins Off, schmiss sie sich in die Arme ihres Schwarms Link Larkin und verausgabte sie sich, um den heißersehnten Platz in der „Corny Collins-Show“ zu bekommen.

Und ganz nebenbei ertant sie sich dabei nicht nur den Respekt ihres Umfelds, dem sie aufgrund ihrer Körperfülle und Unbeholfenheit als Zielscheibe des Spotts dient – nein, sie erkämpft auch leichtfüßig die Aufhebung der Rassentrennung in der „Corny Collins-Show“, indem sie zu einer Verbündeten der segregierten schwarzen Bevölkerung wird und ihre Stimme mitsamt aller ihr zu Verfügung stehenden Möglichkeiten nutzt, um gegen strukturellen Rassismus vorzugehen.

Und dabei geht Tracy genauso unverblümt und mit einer pragmatischen Portion Selbstironie und Leichtigkeit ans Werk, wie sie auch ihr Tanzbein schwingt. Ihre unverhohlene Naivität, erfrischende Tollpatschigkeit und Gutgläubigkeit sind der Motor, der Beat, der sie und ihren Rhythmus immer wieder anspornt, ihre *comfort zone* zu verlassen und Neues auszuprobieren.

Die unverfälschte Heiterkeit, die ihr einfach nicht abhanden kommen will und ihr aufrichtiges Unverständnis über eine Welt, deren Strukturen weder „fair“ noch nachvollziehbar sind, lassen sie jedoch nicht verbittern, sondern mit Tatendrang die Veränderung, die sie sich wünscht, angehen.

Tracy weiß, dass „die Welt sich immer weiter dreht und das Herz mit dem Beat in Verbindung steht“ – und sie ist keine Statistin, die sich durch Rückschläge von ihren Vorhaben abhalten lässt, sondern immer mutige Akteurin. Sie stellt sich allen Ungerechtigkeiten entgegen ermutigt auch ihr Umfeld durch ihr Beispiel immer wieder aufs Neue dazu, dem eigenen Herzen zu folgen, um allem, was noch kommen möge, mit wachen Augen, einem mutigen Herz und zwei geschickten Füßen entgegen-, oder immerhin aus dem Weg zu tanzen. Egal wie kompliziert, schwierig oder hoffnungslos die Lage auch erscheinen mag, am Ende wissen alle: „You can't stop the beat“!

## Die unschöne Wahrheit über das echte „Hairspray“

„Ab sofort gibt es in der Corny Collins Show keine Rassentrennung mehr!“

Diese Erklärung von Tracy Turnblad läutet das Finale des Broadway-Musicals „Hairspray“ ein. Nach Tracys Erlass folgen Jubel und Gesang, und ein Haufen Weißer legen augenblicklich ihren Rassismus ab und lernen, ihre schwarzen Nachbarn zu lieben – und mit ihnen zu tanzen.

„Hairspray‘ lässt alles gut ausgehen“, so Margo Lion, eine der Showproduzent\*innen, die in Baltimore geboren wurde. „Es ist die Traumversion.“

Es ist deshalb eine idealisierte Version, weil die Geschichte rund um „Die Corny Collins Show“ eine fiktionalisierte Aufarbeitung der „Buddy Deane Show“ aus Baltimore ist – mit einem gehörigen Unterschied. In der „Corny Collins Show“ wird die Rassentrennung erfolgreich abgeschafft, während die „The Buddy Deane Show“ 1964 plötzlich abgesetzt wurde. Die Tanzshow war „das Opfer eines unlösbaren Integrationsproblems“, äußerte sich einst Moderator Deane, der im Juli 2003 im Alter von 78 Jahren starb.

Marie Fischer Cooke, Strafverteidigerin aus Baltimore und ehemalige Tänzerin in der „Buddy Deane Show“ gibt an, dass es ihr lange Zeit peinlich war, ein „Buddy Deaner“ gewesen zu sein. „Ich erzählte anderen nicht gerne, dass ich Teil der Show war“, sagt Cooke, die als Inspiration für die Filmfigur Penny Pingleton aus John Waters „Hairspray“ diente, auf dem das Musical basiert. „Die Leute nahmen an, dass man für Rassentrennung war, wenn man in die Show involviert war – ich war das aber nicht.“

Das meiste von Waters Film ist pure Fiktion – das dicke Mädchen, das den heißen Kerl bekommt, die witzelnde Mutter, die von Divine gespielt wurde und so weiter. Aber vieles entspricht auch wahren Tatsachen.

Als „The Buddy Deane Show“ am 9. September 1957 das erste Mal ausgestrahlt wurde, entwickelte es sich schnell zum Hit. Hunderte kamen zum Vortanzen, tausende bewarben sich um den täglichen wechselnden Gästeplatz. Und noch mehr schalteten jeden Nachmittag, sechs Tage die Woche, ein, um in ihren eigenen, beengten Wohnzimmern mitzutanzten – genauso wie Tracy Turnblad und ihr Sidekick Penny Pingleton. Und wie in der „Corny Collins Show“ gab es auch in der „Buddy Deane Show“ Rassentrennung.

„Als meine Show an den Start ging, wurde innerhalb des Managements darüber diskutiert und entschieden, sie würden dem ‚lokalen Brauch‘ der Rassentrennung folgen“, so Deane.

„Das Tanzkomitee bestand komplett aus weißen Tänzer\*innen und zudem traten in so gut wie jeder Show nur für Weiße auf. Schwarze Jugendliche wurden zwar in die Show eingeladen, für gewöhnlich über Kirchengruppen oder Jungs- und Mädchenvereine – aber nur an einem Montag im Monat. Unter Buddy Deanern war dieser Tag als „Special Guest“-

Tag bekannt. Die schwarzen Jugendlichen aus Baltimore bezeichneten ihn als „Black Monday“. In „Hairspray“ heißt er „Negro Day“.

Doch einige Leute glaubten, dass die Show anders hätte laufen sollen. 1958 entzog der Bildungsrat der Stadt Baltimore der „Buddy Deane Show“ seine Unterstützung – als Folge der Rassenpolitik.

Am 12. August 1963, einem „Schwarzen Montag“ initiierte eine Gruppe schwarzer und weißer Jugendlicher einen Überraschungsangriff auf die „Buddy Deane Show“.

„Einige unserer Jugendlichen beschwerten sich über den Black Monday“, erinnert sich Bill Henry, damals Leiter der Jugendvereinigung „Baltimore Youth Opportunities Unlimited“. „Wir heckten einen Plan aus, der ziemlich einfach war. Wir mieteten einen Bus, der die schwarzen Jugendlichen zum Fernsehsender bringen sollte. Als sich die Studiotüren öffneten, rannten die schwarzen Jugendlichen aus den Bussen – und die weißen aus ihren Autos – einfach durch die Türen hindurch. Wir wollten den Sender überraschen und das ist uns auch gelungen.“

Das Produktionsteam war tatsächlich überrumpelt, aber es war eine Live-Übertragung und die Show musste weitergehen. Und so konnten diejenigen, die an diesem Augusttag die „Buddy Deane Show“ einschalteten das Udenkbare bestaunen: schwarze und weiße Jugendliche tanzten zusammen.

„Ein weißer Typ tanzte mit einem schwarzen Mädchen und plötzlich sah man am Bildschirm nur noch Schnörkel und Vierecke – als ob die Produzenten versuchen würden, zu verheimlichen, was wirklich geschah“, so Mary Curtis, gebürtig aus Baltimore. „Das habe ich nie vergessen.“

Auch Bill Henry sah an diesem Tag zu. „Ich erinnere mich, dass die Studiobeleuchtung so dunkel war, dass man auf dem Bildschirm nur noch Silhouetten sehen konnte. Aber man konnte immer noch erkennen, dass es schwarze und weiße Jugendliche waren, die zusammen tanzten.“

Am 4. Januar 1964, fast fünf Monate nach dem ersten – und einzigen – Tag, an dem Schwarze und Weiße Wange an Wange live im Fernsehen zu sehen waren, legte Buddy Deane „The Party’s Over“ auf.

Als der Song zu Ende war, schritt er durch das hell erleuchtete TV-Studio in die Dunkelheit des Backstage - und die Show wurde für immer eingestellt. //

Quelle: <https://www.washingtonpost.com/archive/lifestyle/2003/09/17/the-messy-truth-of-the-real-hairspray/6be8c494-2ca1-42a1-bdee-fd3969d7fc90/>

## Das Prinzip der Segregation in den USA

Obwohl schon seit dem Ende des Amerikanischen Bürgerkriegs 1865 die Sklaverei in den Vereinigten Staaten abgeschafft (13. Zusatzartikel) und Bürgerrechte für alle Menschen definiert worden waren (14. Zusatzartikel), setzte sich die systematische Benachteiligung der Schwarzen Bevölkerung durch rassistische Gesetze und Institutionen fort.

So hatte der Supreme Court im Jahr 1896 die Rassentrennung („racial segregation“) für zulässig erklärt: Nach dem Prinzip „getrennt aber gleich“ („separate but equal“), konnten Schwarze und Weiße gesetzlich verpflichtet werden, verschiedene Schulen zu besuchen – solange diese „gleichwertig“ seien, sah die Mehrheit der Richter das Gleichheitsgebot der Verfassung als erfüllt an.

In zahlreichen US-Bundesstaaten wurde auf dieser Grundlage eine Trennung Schwarzer und weißer Amerikanerinnen und Amerikaner in allen Bereichen des öffentlichen Lebens gerechtfertigt und gesetzlich vorgeschrieben: in Bildungseinrichtungen, in der Armee, in Zügen, Bussen, Krankenhäusern, öffentlichen Toiletten, selbst in privat betriebenen Hotels oder Arztpraxen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs regte sich Widerstand gegen die Gesetzgebung, vor allem an Schulen und Universitäten außerhalb der Südstaaten. 1948 hob Präsident Harry Truman zunächst per Dekret die Rassentrennung innerhalb der Streitkräfte auf. Doch erst mit dem Urteil im Fall „Brown vs. Board of Education“ am 17. Mai 1954 kippte das Oberste Gericht seine frühere Rechtsprechung. Die neun Richter stellten einstimmig fest, dass die bis dahin in 17 amerikanischen Bundesstaaten gesetzlich verankerte Rassentrennung an Schulen gegen den Gleichheitsgrundsatz der Verfassung verstoße.

Jack Greenberg, einer der führenden Anwälte der NAACP im Fall Brown, schrieb Jahrzehnte später: „Brown war das Aufbruchssignal für die Sit-ins und die Märsche der Bürgerrechtsbewegung.“

Tatsächlich gewann der zivile Widerstand gegen die Rassentrennung um den Pastor und Bürgerrechtler Martin Luther King Jr. in der Folge an Einfluss. Im Dezember 1955 wurde die 42-jährige Rosa Parks aus Montgomery in Alabama zur Heldin der Bürgerrechtsbewegung, als sie im Bus nicht aufstand, um ihren Sitzplatz wie vorgeschrieben für einen Weißen zu räumen. Es folgte ein zwölfmonatiger Boykott des städtischen Busverkehrs durch die Schwarze Gemeinschaft von Montgomery. 1956 erklärte der Oberste Gerichtshof in Washington die Rassendiskriminierung auch im Nahverkehr für verfassungswidrig. In den Folgejahren erreichte die Bewegung, dass der Gesetzgeber ein neues Wahlrecht beschloss, das Afroamerikanerinnen und -amerikanern die volle politische Gleichberechtigung garantieren sollte. Mit dem Civil Rights Act von 1964 wurde die Rassentrennung schließlich in allen öffentlichen Einrichtungen für illegal erklärt.

So groß die Bedeutung des Urteils von 1954 historisch war – in der Praxis änderte sich für viele afroamerikanische Schülerinnen und Schüler zunächst nichts.

Zahlreiche Südstaaten verzögerten die Umsetzung des Urteils oder wollten diese ganz verhindern. Das Gericht hatte bewusst keinen zeitlichen Rahmen genannt, sondern erst ein Jahr nach der Urteilsverkündung vage eine Umsetzung „mit angemessener Geschwindigkeit“ gefordert. Die Zuständigkeit für die Integration lag bei den lokalen Schulbehörden, die selbst häufig die Rassentrennung befürworteten. Der mangelnde Wille der regionalen politischen Entscheidungsträger erwies sich als großes Hindernis für die tatsächliche Überwindung der Segregation an Schulen.

Schwarze Schülerinnen und Schüler, die versuchten bis dahin von Weißen besuchte Schulen zu betreten, wurden tyrannisiert, teils auch körperlich attackiert. Besonders heftigen Protest gab es an einer Schule in Little Rock, der Hauptstadt des Bundesstaates Arkansas. Im September 1957 verwehrten gewalttätige Demonstrantinnen und Demonstranten dort sechs Mädchen und drei Jungen afroamerikanischer Herkunft den Zutritt zu ihrer Schule. Unterstützt wurde der Protest von Gouverneur Orval E. Faubus und der Nationalgarde von Arkansas, die nicht einschritt, als die 15-jährige Elizabeth Eckford attackiert wurde. Es dauerte Wochen bis die Teenager unter dem Schutz von Soldaten der US-Armee die Schule betreten konnten. Auch in anderen Fällen kam es zu rassistischen Ausschreitungen gegenüber Schwarzen Schülerinnen und Schülern.

Als Folge der Blockadepolitik der Südstaaten, aber auch aufgrund der weiterhin bestehenden Segregation von Wohnvierteln, besuchten auch in den Folgejahren nur sehr wenige Schwarze Kinder eine Schule, in der sie gemeinsam mit Weißen unterrichtet wurden. Erst mit Inkrafttreten des Civil Rights Acts 1964 und einem von Präsident Lyndon B. Johnson unterstützten landesweiten Bildungsprogramm änderte sich die Situation in den Schulen.

Das System der Diskriminierung im Bildungssektor wirkt sich laut Studien bis heute aus. Anfang Mai 2019, also 65 Jahre nachdem der Oberste Gerichtshof die Rassentrennung an Schulen aufhob, kam eine Studie des Civil Rights Projects der University of California (UCLA) zu dem Ergebnis, dass sich die Segregation an Schulen seit den 1990er Jahren sogar wieder verstärkt. Doch sind davon heute besonders die nördlichen Bundesstaaten betroffen: Vor allem in großen Städten haben sich die Vermögensverhältnisse zwischen der Schwarzen und weißen Bevölkerung weiterhin so ungleich entwickelt, dass gute Schulen in den besseren Vierteln im Wesentlichen der weißen Ober- und Mittelschicht vorbehalten bleiben. Betroffen von der Ungleichheit im Bildungssektor sind der Studie zufolge heute neben der afroamerikanischen Bevölkerung vor allem auch die lateinamerikanischen Communities im Westen der USA. //

Quelle: <https://www.bpb.de/kurz-knapp/hintergrund-aktuell/291207/vor-65-jahren-oberstes-us-gericht-erklaert-rassentrennung-an-schulen-fuer-verfassungswidrig/>



## Rassenordnung als Machtordnung

2018 blickt man zum 50. Mal auf das Jahr 1968 als „Höhepunkt einer transnationalen Revolte“ (Heinrich August Winkler) zurück. In diesem Kontext jährt sich auch der Jahrestag der Ermordung des Bürgerrechtlers Martin Luther King Jr. zum 50. Mal. King wurde am 4. April 1968 in Memphis erschossen, genau ein Jahr nachdem er sich in einer Rede in New York gegen den Vietnamkrieg ausgesprochen und den Kampf gegen die Diskriminierung von Afroamerikanern in einen postkolonialen Kontext gestellt hatte – und kurz bevor er ihn mit einem erneuten Marsch nach Washington mit dem Kampf gegen Armut verknüpfen wollte.

Kings Werk kann 50 Jahre nach dem Attentat als unvollendet gelten, obwohl er und die Bürgerrechtsbewegung mit den Gesetzen gegen die Wahlrechtsdiskriminierung und die Segregation 1964 einen großen Erfolg verzeichnen konnten. Die Polizeigewalt gegen Afroamerikaner und zuletzt auch das selbstbewusste Auftreten offen rassistischer Gruppen in Charlottesville, Virginia, am 11. August 2017 haben gezeigt, dass sich in Amerika weniger verändert hat, als viele gehofft hatten – ein Zeitalter, in dem „Rasse“ keine Rolle mehr spielt, hat offensichtlich nicht begonnen. Damit muss es über den Zeitraum der 1960er Jahre und der sich daran anschließenden sozialen Revolten hinweg Kontinuitäten gegeben haben, die möglicherweise übersehen wurden. Dieses Phänomen wird in diesem Beitrag behandelt: die erstaunliche Stabilität des Verhältnisses von weißen und schwarzen Amerikanern, das über „Rasse“ gerechtfertigt wird.

In seinem Aufsatz „The Evolution of the Race Problem“ lieferte der afroamerikanische Soziologe W.E.B. Du Bois bereits 1909 eine Diagnose, die auch auf die heutigen Verhältnisse zutrifft. Du Bois befasste sich empirisch und theoretisch mit dem Konzept „Rasse“. Die Geschichte der Afroamerikaner seit der Abschaffung der Sklaverei ist ihm zufolge zugleich evolutionär und zyklisch: Ereignisse wie die Erlässe der Emanzipationserklärung 1863 und die Ratifizierung des 15. Zusatzartikels zur Verfassung der Vereinigten Staaten 1870, der den Ausschluss vom Wahlrecht aufgrund der Hautfarbe oder früherer Versklavung verbietet, hätten wiederholt grundlegende Veränderungen versprochen. Durch eine Reihe von Umständen – zum Beispiel dem Fehlen nachhaltiger föderaler Unterstützung der freigelassenen Sklaven, etwa durch eine Landreform – sei das Machtverhältnis zugunsten der weißen Bevölkerung jedoch weitgehend unangetastet geblieben.

Das mit solchen Prozessen verbundene Auf und Ab von Hoffnung und Enttäuschung ist auch in die afroamerikanische Literatur- und Kulturgeschichte eingegangen. Man findet es im Blues und explizit in den Blues-Gedichten von Langston Hughes zu Beginn des 20. Jahrhunderts sowie in seinem Langgedicht „Montage of a Dream Deferred“ (1951). Ein aktuelles Beispiel ist der Roman „John Henry Days“ von Colson Whitehead (2001): Über Variationen der Figur des afroamerikanischen Helden John Henry werden wiederholt ähnliche Situationen im Zusammentreffen mit weißen US-Amerikanern vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart dargestellt, die für junge schwarze Männer fatale, oft tödliche Folgen haben. Die Figur der Wiederholung mit Variationen legt nahe, dass trotz – oder wegen –

etlicher Veränderungen vieles gleich bleibt: Im Verhältnis der „Rassen“ in den USA gibt es offenbar „Invarianten“ und „Konstanten“, wie sie der französische Soziologe Pierre Bourdieu in „Die männliche Herrschaft“ 1998 auch für das Geschlechterverhältnis konstatierte.

Es ist irreführend zu glauben, es ginge hier primär um ein psychologisches Problem von hartnäckigen Vorurteilsstrukturen oder um individuelle diffamierende Handlungen und Äußerungen. Rassismus ist auch nicht die unglückliche Folge unterschiedlicher Hautpigmentierung oder Nasenformen – also letztlich biologischer Unterschiede, die unter dem Begriff „Rasse“ subsumiert werden. Tatsächlich ist „Rasse“ bereits eine rassistische Kategorie, nämlich die Rechtfertigung eines Unterdrückungsverhältnisses, die sich auf vermeintliche Unterschiede in der Biologie des menschlichen Körpers bezieht und diese um Zuschreibungen erweitert. Tatsächlich unterdrücken wir Menschen nicht, weil sie anders sind, sondern nennen sie anders, weil wir sie unterdrücken (können). Durch eine Reihe komplexer psychosozialer Mechanismen können diese Zuschreibungen, wenn ein solches Unterdrückungsverhältnis lange genug besteht, zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung werden: Durch die Internalisierung von Zuschreibungen können sich Mitglieder der unterdrückten Gruppe irgendwann so verhalten, wie man es von ihnen ständig erwartet – auch deshalb, weil es auf Dauer schwer ist, dem negativen Bild, das andere von einem haben, ein anderes positives Selbstbild entgegenzusetzen, also mit einem doppelten Bewusstsein zu leben. Du Bois hat dafür den Begriff „double consciousness“ (doppeltes Bewusstsein) geprägt, und auch dieses Phänomen ist ein Topos der afroamerikanischen Literatur. Durch eine „*pars-pro-toto-Verzerrung*“ können für die Zuschreibungen auch immer Beispiele gefunden und auf die gesamte unterdrückte Gruppe angewendet werden. Das liegt auch an einer Vertauschung von Ursache und Wirkung: Einer Gruppe wird der Zugang zu verschiedensten Tätigkeitsfeldern verweigert oder zumindest erschwert, dann wird ihnen eine Neigung zu den übrig gebliebenen Tätigkeiten nachgesagt, etwa der physischen Arbeit, dem Sport, dem Kreditwesen oder kriminellen Handeln.

Schließlich konstruiert lang anhaltende Unterdrückung die Gruppe, die sie postuliert: Wer eine spezifische historische Erfahrung von Diskriminierung teilt, versteht sich irgendwann als Gruppe, und die Solidarität, die hier entstehen kann, ist sowohl Selbstschutz als auch ein erster Schritt der Ermächtigung – aber auch dies wird wieder als Bestätigung der Postulierung einer Gruppe verstanden.

Den Soziologen Matthew Desmond und Mustafa Emirbayer zufolge wird „Rasse“ so zu einer „begründeten Fiktion“ – zugrunde aber liegt der „Rasse“ ein Machtverhältnis. Deshalb ist es falsch, von der Langlebigkeit des Rassismus zu reden. Vielmehr muss die Beständigkeit einer ungerechten Machtordnung reflektiert werden, in diesem Fall der Rassenordnung (*racial order*), die in verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen wirksam ist.

Die Erfahrungen von Unterdrückung und Widerstand, von wiederholten Versprechen, Hoffnungen und Enttäuschungen, von gespaltenem Bewusstsein und der Formierung kollektiven Widerstands sind nicht nur tief in die afroamerikanische Literatur

eingeschrieben, die somit von der Rassenordnung Zeugnis ablegt. Literatur kann diese auch an vielen Stellen reproduzieren: Die Literaturkritik, der Literaturunterricht, die Literaturtheorie und die Literaturwissenschaft überhaupt waren sicher und sind möglicherweise immer noch Komplizen in der Aufrechterhaltung dieser Ordnung.

Diese unbequeme Einsicht existiert schon lange, aber erst in den 1960er Jahren hat sie zu massiven Veränderungen an US-amerikanischen Universitäten geführt: zur Revision des Literaturkanons, zur Einrichtung neuer Studiengänge und neuer Departments, zur statistischen Erfassung der Zusammensetzung der Studentenschaft, zur aktiven Rekrutierung afroamerikanischer Studenten und Dozenten. Gleichwohl hat dies nicht zu einer gleichen und gerechten Verteilung der Ressource Bildung geführt: Unter Studierenden sind Afroamerikaner wie auch Hispanics gemessen am Bevölkerungsanteil in der entsprechenden Altersgruppe weiterhin unterrepräsentiert. Die Entwicklung der Studierendenzahlen verdeutlicht, dass *affirmative action* zwar den Anteil dieser Minderheiten steigern, aber die Kluft nicht schließen kann. Die fortlebende Unterrepräsentation deutet darauf hin, dass ihre Ursachen nicht allein in den Quotenregelungen der Universitäten zu suchen sind, sondern tiefer liegen: im Bildungssystem insgesamt, in der Verteilung von Wohlstand und Armut, in den Bildungsambitionen einzelner Familien und in der Geschichte all dieser Faktoren. Um dieses Zusammenspiel in aller Kürze darzulegen: Qualität und Ausstattung selbst staatlicher Kindergärten und Grundschulen sind in den USA stark standortabhängig, nämlich vom Wohlstand des Schulbezirkes. Familien, die Wert auf gute oder auch nur gewaltfreie Bildungseinrichtungen legen, werden ihren Wohnort entsprechend wählen, wenn sie sich dies leisten können. Der Sozialwissenschaftler Thomas Shapiro zeigte, dass die Einkommensdiskrepanz zwischen schwarzen und weißen Amerikanern seit den 1960er Jahren zwar gesunken, die Schere bei Kapital und Vermögen sowie Immobilieneigentum jedoch gewachsen ist. Dies hat vor allem damit zu tun, dass weiße Arbeitnehmer vom Wirtschaftswachstum der Nachkriegszeit sehr viel stärker profitierten als Afroamerikaner und dass dieser Vorteil immer weiter vererbt wird. Viele weiße Familien nutzen ererbtes Vermögen oder Hauseigentum für Entscheidungen, die letztlich die Segregation von Wohngebieten und Bildungseinrichtungen fortführen und ihren Kindern Chancen geben, die Kinder aus schwarzen Familien mit demselben Einkommen nicht haben: Die Unterschiede im Vermögen verstärken die soziale Ungleichheit zwischen schwarzen und weißen Familien und erhalten so die Rassenordnung aufrecht. Maßnahmen wie *affirmative action* ändern nichts an der Ungleichheit der Chancen, diese sind das Resultat historischer Ungleichheit, die von einer Generation zur nächsten weitergegeben wird.

Offenbar wohnt der Rassenordnung als Machtordnung eine Trägheit inne, die vergangene Benachteiligung in der Gegenwart weiterleben lässt – und zwar trotz der Versuche, in der Gegenwart Ungleichheiten zu verringern. Zugespitzt: Selbst wenn es möglich wäre, eine Reset-Taste zu drücken und eine historisch lang anhaltende systematische Ungleichheit im Verhältnis zweier Gruppen heute auf Null zu stellen, so würde es morgen immer noch systematische Ungleichheiten geben. Diese Trägheit der Ordnung findet ihre Entsprechung in der Trägheit der Einstellungen und Wahrnehmungsdispositionen einzelner Menschen und Gruppen. Pierre Bourdieu spricht hier von der "Hysteresis" des

Habitus, der die Vergangenheit in der Gegenwart weiterleben lässt. Er hat dieses Phänomen zuerst in einem postkolonialen Kontext untersucht, was wie die Hinweise auf die Geschlechterordnung darauf hindeutet, dass wir es mit zum Teil verallgemeinerbaren Beobachtungen über ungerechte Ordnungen zu tun haben.

Festzuhalten ist auch, dass die Stabilisierung durch das Zusammenwirken verschiedener gesellschaftlicher Bereiche geschieht, in die Ungleichheiten in jeweils bereichsspezifischen Weisen eingeschrieben sind. In dem geschilderten Beispiel der Bildung ist es der rechtliche Rahmen von Privateigentum, der über wirtschaftliches Handeln von Familien zum Erhalt der Rassenordnung beiträgt, obwohl die Gesetze zu *affirmative action* sie gleichzeitig abschwächen sollen. Weil Gesetze und ihre Umsetzungen viele soziale Beziehungen regeln, spielt das Rechtssystem in Hinblick auf die Rassenordnung eine besondere Rolle. Je unabhängiger es ist, desto mehr Möglichkeiten bietet es zur Gegenwehr.

Die Rassenordnung ist mit leichten, aber nicht unwichtigen Modifizierungen erhalten geblieben: Mit hohem Einkommen und Vermögen können sich heute auch Afroamerikaner Bildung und Gerechtigkeit leisten. Tatsächlich gibt es, stärker noch als vor 50 Jahren, eine schwarze Elite an Ärzten, Wissenschaftlern, Juristen, Geschäftsleuten, Sportlern, Politikern oder Schauspielern, die mit den Ghettos der Innenstädte, mit Gewalt, schlecht ausgestatteten Schulen oder gar Drogen und Beschaffungskriminalität kaum in Berührung kommen. Wenn sie sich nicht aus Überzeugung dennoch gegen Armut und Diskriminierung engagieren, bedeutet eine solche Differenzierung in der Erfahrung von Afroamerikanern auch eine Spaltung der Gruppe der Unterdrückten und dies wiederum einen relativen Machtverlust. Zu kompensieren wäre er allenfalls durch eine Solidarisierung von armen Menschen über die Grenzen der Rassenordnung hinweg, was unwahrscheinlich ist: Die historische Erfahrung ist ja gerade umgekehrt die Spaltung von ökonomisch Benachteiligten durch die Rassenordnung.

So verdeutlicht die Langlebigkeit dieser ungerechten Ordnung, dass Stabilität und Wandel, verstanden als gerichtete Veränderungen, nicht notwendig Gegensätze sind.

Die Rassenordnung reproduziert sich auch durch Wandel. Die vielen Reformen, zum Beispiel die Erfolge der Bürgerrechtsbewegung, sind sicher Verbesserungen, aber sie ließen die darunterliegende Machtordnung weitgehend unangetastet: Sie kleideten sie in ein neues, feineres Gewand – nicht so hässlich wie das des 19. Jahrhunderts mit seinen Lynchmorden oder das der 1950er Jahre, in denen Diskriminierung noch explizit in Gesetzen festgeschrieben war. Nachhaltig zu erschüttern wäre die Machtordnung nur durch tiefgreifende Veränderungen und Umverteilungen: nicht nur im Rechts- und Bildungswesen, sondern in den ökonomischen Bedingungen, die ihnen zugrunde liegen. Dies war der Grund, warum Martin Luther King 1968 erneut nach Washington marschieren wollte. //

Quelle: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/266281/rassenordnung-als-machtordnung/>

## **"Body Shaming": Wie Menschen wegen ihres Körpers diskriminiert werden**

Erst neulich ist es wieder passiert. „Morbide Adipositas verträgt sich mit einem guten Körpergefühl ganz schlecht“. Puh, das sitzt! Steht so als Kommentar zu einem Foto von Melodie Michelberger, das sie in engen Leggings und mit einem Bustier fröhlich lachend beim Sport zeigt. Zu sehen ist, dass sie dem gängigen Schlankeitsideal nicht entspricht: Unter der engen Hose wölbt sich der Bauch, Speckröllchen zeichnen sich ab, Arme und Oberschenkel sind kräftig. Trotzdem spricht Michelberger in dem Interview für die Kölner Fitnessmesse Fibo, das auf Instagram samt des besagten Fotos gepostet wurde, davon, wie wohl sie sich in ihrem Körper fühlt. Melodie Michelberger ist Body-Positivity-Aktivistin, sie kämpft dagegen, dass dicke Menschen lediglich über ihren Körper definiert und für ihr Aussehen beschimpft werden – so wie in jenem bissigen Kommentar, der im Übrigen nicht der einzige blieb an diesem Tag. „Sich selbst lieben und schätzen, okay. Aber sich einreden, es wäre schön, ungesund zu sein, grenzt für mich schon an eine psychische Störung“, war da unter anderem noch zu lesen.

Body Shaming nennt sich dieses Phänomen, jemanden wegen seiner äußeren Erscheinung zu beleidigen. Es ist das alte Spiel, das viele vom Pausenhof kennen: abstehende Ohren, viele Sommersprossen, die große Nase, eine pummelige Figur, und schon ist man den Hänseleien der anderen ausgesetzt. Mit den sozialen Medien haben die Hänseleien eine große Bühne bekommen. Und eine neue Qualität. Das Ideal, schön und perfekt zu sein, hat mit Netzwerken wie Facebook und Instagram oder mit Youtube sogar internationale Plattformen zur Selbstdarstellung bekommen. Der Hype um die Schönheit setzt unter Druck. „Sei jugendlich, schlank, sportlich und fit!“, lautet das Mantra, wer dem nicht entspricht, wird zur Zielscheibe, erntet Hohn und Verachtung. Nicht nur, aber im Besonderen dicke Menschen machen diese schmerzliche Erfahrung.

Dokumentiert hat das auf eindrucksvolle Weise die Amerikanerin Haley Morris-Cafiero. In der Bilderserie „Wait Watchers“ (in Anspielung auf das Abnehm-Programm Weight Watchers bedeutet der Titel im Deutschen so viel wie „nimm dich in Acht, Betrachter“) hat die korpulente Fotografin die Reaktionen fremder Menschen auf ihr Äußeres festgehalten. Auf die Idee kam sie durch Zufall, als sie in New York einige Bilder von sich aufnahm. Bei der Durchsicht fiel ihr im Hintergrund ein Mann auf, der sie geringschätzig ansah. „Wie sieht die denn aus!“, Sätze wie dieser oder ähnliche stehen den Menschen ins Gesicht geschrieben, die Morris-Cafiero in Städten wie Prag, Los Angeles oder Barcelona mit der Kamera auf einem Stativ und Selbstauslöser knipste, während die sie im Vorbeigehen musterten.

Etwa 70 Prozent der Deutschen finden dicke Menschen unästhetisch und jeder Achte vermeidet bewusst den Kontakt mit ihnen, ergab eine Forsa-Umfrage für die DAK. Dabei neigen die meisten Deutschen selbst zu Übergewicht: 67 Prozent der Männer und 53 Prozent der Frauen, fand das Robert Koch-Institut heraus. Dicksein ist für viele Menschen gleichbedeutend mit undiszipliniert, faul, willensschwach. „Selbst schuld, wenn sie sich besser im Griff hätten, könnten sie dünner sein“, ist ein gängiges Vorurteil gegenüber

Übergewichtigen. Sich so gehen zu lassen – nicht hinnehmbar für eine Gesellschaft wie die unsere, die nach dem Leistungsprinzip funktioniert.

Warum dicke Menschen so häufig Anfeindungen, Demütigungen und Beleidigungen ausgesetzt sind, hat Friedrich Schorb, Gesundheitssoziologe an der Universität Bremen, untersucht. Zunächst aber räumt er damit auf, dass Dicksein gleichbedeutend mit ungesunder Lebensweise ist. „Körpergewicht ist eine viel komplexere Angelegenheit als Nachlässigkeit, Faulheit und Dummheit“, erklärt Schorb. Vielmehr seien Faktoren wie die Genetik, aber auch strukturelle Verhältnisse wie Wohlstand, Wohnort und die Vorgaben des Alltags eines Menschen zu berücksichtigen. „Wer wenig Geld hat, hat zu bestimmten Lebensmitteln keinen Zugang.“ Der Gesundheitsaspekt sei daher nur vorgeschoben, meint Friedrich Schorb.

Schon gar nicht rechtfertige das Gesundheitsargument aber die Diskriminierung, wie sie Dicke am Arbeitsmarkt, im medizinischen Bereich oder im Bildungssystem erfahren. „Es ist nachgewiesen, dass dicke Kinder weniger oft eine Gymnasialempfehlung erhalten als schlanke“, führt er als Beispiel an. Die Jobsuche, die Gehaltsverhandlung, der Karrieresprung, all das sei schwieriger mit einigen Kilos mehr auf der Waage. Im Alltag stießen Fettleibige zudem an Grenzen, wenn Stühle zu schmal, Toiletten zu eng oder Kleidung ab Größe 48 nicht verfügbar sei. Bei Ärzten würden Dicke oft nicht so genau untersucht, sondern mit dem Hinweis abgewimmelt: „Jetzt nehmen sie erst mal ab, dann wird es ihnen schnell besser gehen.“ Berücksichtige man das alles, sei das Stigma, das dicke Menschen erleiden, für ihre Gesundheit schädlicher als die Folgen ihres Körpergewichts, meint Schorb.

Gewichtsdiskriminierung ist für den Gesundheitssoziologen, der auch im Vorstand der Gesellschaft gegen Gewichtsdiskriminierung ist, nicht nur ein individuelles Problem, das großes persönliches Leid erzeugt, sondern ein gesellschaftliches. Der Ansatz „Wenn ich mich schön finde, dann findet mich auch die Gesellschaft schön“, reicht ihm als Strategie, wie sie die Body-Positivity-Bewegung verfolgt, deshalb nicht aus. Vielmehr müsse ein Bewusstsein dafür geschaffen werden, dass Diskriminierung falsch ist – in den Medien, in der sozialen Arbeit, in den Schulen, auch vor dem Gesetz. „Wir müssen mehr Sensibilität entwickeln und die Vielfalt von Körpern akzeptieren.“ Diversität und Toleranz – für Hautfarbe, sexuelle Orientierung, Religion und Alter sind diese Kategorien schon etabliert, für das Körpergewicht noch nicht. Dies etwa bemängelt die Gesellschaft gegen Gewichtsdiskriminierung.

Melodie Michelberger bläst in dasselbe Horn. „Wir müssen uns bewusst werden, wie wir über die Körper von anderen Menschen reden.“ Der Hinweis an die Tochter, dass die Bluse aber sehr eng sitze, die Empfehlung an den Ehemann, jetzt wirklich mal weniger Bier zu trinken, weil der Bauch mittlerweile über den Hosenbund hänge – eindeutig übergriffig, findet Melodie Michelberger. Für die Körperaktivistin ist die kritische Meinung über den Körper immer Bodyshaming. „Wir sind es gewohnt, Kommentare über Körper abzugeben, zu vergleichen.“ Das stehe uns nicht zu, meint sie. Der Hass, der Menschen mit mehr Gewicht entgegenschlägt, ist für sie allgegenwärtig.

Die Diätindustrie profitiert davon, dem entgehen zu wollen. Der Blick auf den Zeitschriftenständer im Supermarkt offenbart es: „Schlank in sieben Tagen“, „Bikinifigur mit Low Carb“, „Intervallfasten gegen lästige Pfunde“, so oder so ähnlich prangt es einem auf den Titelblättern der Frauenzeitschriften entgegen. Die Liste der Wunderdiäten ist lang und die Fettpolster, die sich im Winter auf Hüften, Bauch und Oberschenkel gelegt haben, machen empfänglich für das Versprechen, rechtzeitig zum Frühling wieder rank und schlank zu sein.

Und das ist nun einmal das Idealbild, dem die meisten Menschen entsprechen wollen. Überall lauern die Botschaften, den Körper zu verändern, um erfolgreich zu sein und akzeptiert zu werden: in der Werbung, in Film und Fernsehen, in den Gesprächen mit Freundinnen und Freunden. Diätkultur, das ist längst nicht nur das Abnehmen nach Programm. Mode, Wellness, Fitness, Kosmetik, alles ist darauf ausgerichtet, den scheinbar fehlerhaften Körper zu optimieren. Auch das ist Body-Shaming – in diesem Fall am eigenen Körper.

Melodie Michelberger hatte viele Jahre das Gefühl, dass ihr Körper nicht richtig war – auch befeuert durch ihre Tätigkeit als Redakteurin für die Zeitschriften Gala und Brigitte. Den Beginn dieses Denkens kann sie genau an einem Ereignis festmachen: Als sie sich mit sieben Jahren in einen Rock verliebte. Unbedingt wollte sie jenes flatterige Teil mit dem bunten Muster haben, aber ihre Mutter meinte nur: „Das betont deinen dicken Hintern.“ In ihrem Buch „Body Politics“ (Rowohlt) beschreibt Michelberger, wie sie in ihrem Umfeld umgeben war von Frauen, die ständig übers Abnehmen sprachen. „Ich begriff, dass Diäten eine Eintrittskarte in das Frauenleben sind.“ Mit zwölf machte sie ihre erste, mit Ende 30 die letzte. „Dabei war ich mein ganzes Leben lang schlank, erst jetzt bin ich dick“, sagt die 46-Jährige und verwendet ganz bewusst dieses Wort, das ihr immer Angst machte. „Das habe ich für mich zurückerobert.“

Wenn sie sich heute beschreibt, verwendet sie auch Begriffe wie „weich“, „rund“, vor allem aber „stark“ – und sie meint das nicht nur in figürlicher Hinsicht. Nach unzähligen Diäten, Magersucht und einem Zusammenbruch tritt sie heute mit all ihren Pfunden offensiv auf, trägt bunte, eng anliegende Kleidung und postet auf Instagram Fotos von sich in Unterwäsche mit Speckrollen und Hautdellen. Wenn sie dafür dumme Kommentare erntet, kann sie das zwar aufregen, aus der Bahn wirft es sie aber nicht mehr. Ungesund? Darüber kann Melodie Michelberger nur lachen. Als sie schlank sein wollte, ihrem Körper die Nahrung verweigerte, lebte sie ungesund. Heute ernährt sie sich vielseitig und vegetarisch, dreimal in der Woche geht sie zum Eislauftraining an der frischen Luft. „Aber selbst wenn ich mich nicht bewegen und den ganzen Tag Sahnetorte essen würde, hätte ich doch Respekt verdient.“ //

Quelle: <https://www.augsburger-allgemeine.de/kultur/Journal/gesellschaft-nicht-passend-wie-dicke-menschen-diskriminiert-werden-id61881736.html>

## **Emilia Roig: „Der Kampf für Gerechtigkeit ist ein Kampf um Gerechtigkeit für alle“**

Anfang 2021 hat Dr. Emilia Roig, Politologin und Gründerin des Center for Intersectional Justice (CIJ) in Berlin, das vielbeachtete Buch „Why we matter. Das Ende der Unterdrückung“ vorgelegt. Darin zeigt sie anhand von persönlichen Geschichten und wissenschaftlichen Erkenntnissen, wie sich verschiedene Arten von Diskriminierung durch historische gewachsene Zustände und unbewusste Glaubenssätze im Alltag überlappen und hartnäckig halten. Ein Gespräch über Privilegien, wie wir sie erkennen und warum das die Welt verändern könnte.

**Emilia, Du bist Wissenschaftlerin, Queer, Mutter, Women of Color, jüdisch, Französin, ein bisschen Deutsche und sicherlich noch vieles mehr. Fühlst Du Dich in Deiner aktuellen Wahlheimat Berlin privilegiert oder diskriminiert?**

**Emilia Roig:** Es kommt darauf an, in welcher Hinsicht und in welcher Situation. Auf manchen Ebenen bin ich privilegiert: Ich habe einen Dokortitel und ein Buch geschrieben, das ein großes Echo in der Öffentlichkeit gefunden hat. Ich bin privilegiert, weil ich der Mittelschicht angehöre, mir um mein Gehalt keine Sorgen machen muss und ich keine Behinderung habe. Aufgrund meiner Hautfarbe, meines Geschlechts, meiner sexuellen Orientierung und meiner jüdischen Zugehörigkeit erfahre ich aber auch Diskriminierung in Deutschland. In anderen Ländern ist meine Situation eine etwas andere. Meine Mutter ist Schwarz und mein Vater ist weiß. Während ich in Deutschland als Schwarz gelte, bin ich in Frankreich métisse und im Senegal für viele weiß. Daran kann man sehen: Privilegien sind immer kontextabhängig. Meist erleben wir ein Zusammenspiel von Privilegierung und Benachteiligung, die wechselseitig zum Ausdruck kommen.

**Um diese Wechselwirkungen zu ergründen, hast Du 2017 das Center for Intersectional Justice (CIJ) in Berlin gegründet. Was heißt „Intersektionalität“ genau?**

**Emilia Roig:** Den Begriff haben Schwarze Feministinnen in den USA aufgebracht. Sie wollten damit den Rassismus innerhalb der feministischen Bewegung ansprechen und darauf aufmerksam machen, dass die Erfahrungen von schwarzen Frauen von ihrer Hautfarbe und von ihrem Geschlecht gleichzeitig geprägt sind. Es ist unmöglich, ihre Erfahrung auf eine Achse der Identität zu reduzieren. Deshalb definiere ich Intersektionalität auch als den Kampf gegen Diskriminierung innerhalb von Diskriminierung. Ich möchte Ungleichheiten innerhalb von Ungleichheiten sichtbar machen und das Empowerment von Minderheiten innerhalb von Minderheiten stärken.

**Hast Du dafür ein konkretes Beispiel?**

**Emilia Roig:** Wenn ich als Expertin mit Dokortitel nicht ernst genommen werde in manchen Kreisen, dann hat das vermutlich mit meiner Hautfarbe und meinem Geschlecht zu tun. Eine weiße Frau in meiner Situation würde vielleicht auch nicht komplett ernst genommen, aber vielleicht doch ein bisschen mehr als ich – und bei einem Schwarzen Mann wäre das genauso. Aber es ist nicht möglich zu sagen, warum ich



genau diskriminiert werde, es ist immer eine Verschränkung. Das Thema Gender Equality schaue ich mir nicht nur auf der Achse Mann oder Frau an, sondern auch in Bezug auf die unterschiedlichen Identitäten innerhalb der Kategorie Frau. Intersektionalität ist eine Methode, um auf alle Systeme der Unterdrückung zu schauen – Patriarchat, Rassismus und Kapitalismus.

**Du beschreibst in dem Buch, dass fast alle Menschen, die irgendeine Form von Unterdrückung erfahren, gleichzeitig irgendwelche Privilegien haben. Wie entstehen Privilegien?**

**Emilia Roig:** Privilegien entstehen durch eine Kodifizierung: Es gibt in jeder Gesellschaft eine unsichtbare, als überlegen konstruierte Norm, die bestimmte Menschen repräsentieren. Auf alle, die ähnlich Merkmale besitzen, werden dann bestimmte Annahmen projiziert, die positiv geladen sind. Zum Beispiel wird in einem Vorstellungsgespräch auf einen weißen Mann automatisch mehr Professionalität projiziert als auf eine Schwarze Frau. Die Harvard University hat in dieser Hinsicht sehr aufschlussreiche Studien und Experimente gemacht, die zeigen, dass Eigenschaften wie Erfolg, Professionalität, Vertrauen oder Schönheit eng mit bestimmten Merkmalen wie Geschlecht, Hautfarbe, sexuelle Orientierung oder soziale Klasse verbunden sind.

**Das heißt, Privilegien sind ein Phänomen, das wir von klein auf lernen und das uns gar nicht bewusst ist?**

**Emilia Roig:** Genau, das sind Botschaften, die wir schon seit der Kindheit verinnerlicht haben. Und Menschen, die der Norm entsprechen und denen diese positiven Eigenschaften zugesprochen werden, entwickeln dabei eine gewisse Art von meist unbewussten Überlegenheitsgefühlen. Sie bekommen diese Sicht immer wieder vermittelt – manchmal sehr subtil, aber oft auch sehr explizit.

Ich habe einmal meinem Sohn eine Gute-Nacht-Geschichte vorgelesen – da ging es um den ungefähr sechs Jahre alten Alexander den Großen. Um Geschlechtsstereotypen entgegenzuwirken, mache ich oft die männlichen Protagonisten zu Frauen oder umgekehrt. Doch mein Sohn glaubte mir nicht, dass es sich hier um eine Alexandra handelt. Für ihn war es ganz klar ein Junge. Die positive Überrepräsentation der unsichtbaren Norm – weiß, männlich, hetero und nicht behindert – wird sehr früh gefördert.

**In Deinem Buch „Why we matter“ verbindest Du persönliche und kollektive Erfahrungen. Wer ist das „Wir“ im Titel?**

**Emilia Roig:** Das Wir bezieht alle Menschen ein, die sich an der Schnittstelle von einer oder mehreren Unterdrückungsachsen befinden, weil sie im Laufe der Geschichte als unterlegen markiert wurden – also Frauen, Menschen mit Behinderung, Schwarze Menschen, People of Color, queere Menschen, Transmenschen, Menschen aus der Arbeiterklasse – oder verschiedenes zusammen. Ich wollte, dass dieses „Wir“ inklusiv ist und den Weg frei macht dafür, dass sich alle Menschen damit identifizieren können und

im Laufe der Lektüre merken, dass sie dachten, sie wären nicht gemeint, aber sind gemeint – oder genau umgekehrt.

**In der Gender-Debatte kommt es immer wieder vor, dass Menschen sehr ablehnend oder wütend reagieren, wenn man sie auf ihre Privilegien anspricht. Was passiert da aus Deiner Sicht?**

**Emilia Roig:** Diese Wut kommt aus einer Angst heraus, dass die Diskriminierungen, die bisher gegen andere gerichtet waren, sich nun gegen einen selbst richten könnten. Aber das ist eine Fehlinterpretation! Menschen, die sich gegen Rassismus oder Sexismus wehren, wollen auf keinen Fall andere unterdrücken. Der Kampf für Gerechtigkeit ist ein Kampf um Gerechtigkeit für alle. Eine solche Form der Gerechtigkeit ist vielen sehr fremd – sie können sich die Abschaffung unserer Unterdrückungssysteme gar nicht anders vorstellen als durch eine umgekehrte Diskriminierung. Wer von klein auf mit dem Bild der eigenen Überlegenheit konfrontiert ist und das ständig vermittelt und wiederholt bekommt, verinnerlicht das derart, dass es total triggert, wenn jemand sagt, „Deine bisherigen Annahmen sind falsch. Alle Menschen sind gleich“. Letztlich ist es also eine Abwehr gegenüber einer Richtigstellung dieses Narrativs.

**Du beschreibst unter anderem die Diskriminierung in den Medien im Zusammenhang mit der Tötung von George Floyd durch einen weißen Polizisten, die nicht als solche benannt wird. Wenn Du das verallgemeinert und sagst, die Medien informieren uns nicht, sie „formen“ uns, ist das nicht ungerecht denen gegenüber, die sich für eine andere Darstellung stark machen?**

**Emilia Roig:** Ich möchte keinesfalls die Bemühungen von manchen Journalist:innen für eine neutrale Berichterstattung zunichtemachen, sondern ganz im Gegenteil ihre Arbeit würdigen. Und ich habe volles Verständnis dafür, dass trotzdem mal die Ego-Verteidigungsmechanismus anspringt und Menschen sagen, wir sind nicht alle so. Ich versuche aber die systemischen Gründe und Faktoren aufzuzeigen, die zu einer einseitigen Berichterstattung führen können. Das Gleiche gilt für andere Formen der Diskriminierung wie Sexismus. Natürlich sind nicht alle Männer sexistisch, aber das System unterstützt, dass sie sich so verhalten.

**Ist es Dir selbst auch schon einmal passiert, dass Du andere in irgendeiner Form diskriminiert hast?**

**Emilia Roig:** In meinem Buch beschreibe ich eine solche Begebenheit: Bei einer Podiumsdiskussion über Gerechtigkeit sagte ich einmal: „Sind wir blind?“. Eine Person aus dem Publikum machte mich darauf aufmerksam, dass das ja diskriminierend gegenüber blinden Menschen sei. Zunächst ging auch bei mir der Ego-Verteidigungsmechanismus an und ich suchte nach Rechtfertigungen. Aber nach einiger Überlegung, konnte ich anerkennen, das stimmt, das war herabwürdigend gegenüber blinden Menschen, weil es suggeriert, dass sie nicht in der Lage sind, komplexe Zusammenhänge zu verstehen.

## **Was hast Du daraus gelernt?**

**Emilia Roig:** Fehler sind menschlich. Aber wenn wir unser Ego bewältigen und sie akzeptieren, sensibilisiert uns das für die Mechanismen unserer Gesellschaft. Heute achte ich sehr darauf, die Macht und die Privilegien, die mit meiner Nichtbehinderung einhergehen, sichtbar zu machen und Diskriminierungen von behinderten Menschen entgegenzuwirken.

**Einen weiteren Grund, warum wir unsere Privilegien nicht so leicht anerkennen können, machst Du in der Idee der Meritokratie aus: Wir glauben, dass wir im Arbeitsleben oder in unserem Leben generell immer das bekommen, was wir verdienen. Das hältst Du für einen Fehlschluss...**

**Emilia Roig:** Die Meritokratie ist eine Illusion, sie existiert nicht. Aber dahinter steckt ein sehr machtvoller Diskurs, der uns erlaubt, Ungleichheiten zu tolerieren. Das Narrativ macht uns glauben, dass diejenigen, die erfolgreich sind, ihren Erfolg verdienen – durch ihr Talent, ihre Intelligenz, ihren Fleiß oder ihre Werte. Diejenigen, die keinen Erfolg erleben in unserer Gesellschaft, haben demnach einfach nicht so viel geleistet. Das heißt, Erfolg und Scheitern hätten immer nur individuelle Gründe. Diese Annahme ist problematisch, weil sie die systemischen und historischen Gründe ausblendet, die weitestgehend unsere Schicksale beeinflussen.

Wenn wir der Logik folgen, dass nicht Privilegien und Glück unsere Schicksale bestimmen, sondern unsere individuellen Eigenschaften, dann sagen wir gleichzeitig, dass die Erfolgreichen in unserer Gesellschaft auch die Intelligentesten sind. Nobelpreise etwa bekommen zu 90 Prozent Männer. Sind Männer also intelligenter als Gruppe? Letztlich vermittelt uns die Meritokratie das Gefühl, dass alle Erfolg verdient haben, aber manche eben nichts dafür tun oder dümmer sind. Das ist eine Rechtfertigung von Ungleichheiten und Unterdrückung, gegen die ich eintrete.

**Die soziale Herkunft – der sogenannte „Stallgeruch“ – ist ein Diskriminierungsmerkmal und bedingt ungerechte Verteilung von Gehalt und Vermögen...**

**Emilia Roig:** Wir haben häufig ein falsches Verständnis davon, was soziale Klasse bedeutet. Wir reduzieren das auf unseren Kontostand, aber es hat nicht nur damit zu tun. Viele Menschen erleben Diskriminierung aufgrund der Art und Weise, wie sie sprechen, welche Klamotten sie tragen und was für Musik sie mögen. Gerade auf dem Arbeitsmarkt ist die wahrgenommene soziale Klasse ein häufiger Diskriminierungsgrund. Menschen, die mehreren sozialen Klassen angehören, etwa weil sie einen finanziellen oder Bildungsaufstieg erlebt haben, bemühen sich meist sehr, ihre soziale Herkunft zu verbergen, weil sie eben diese Diskriminierung nicht erfahren möchten.

**Wie können wir die Systeme dahinter verändern? Reicht es allein schon, sich Diskriminierung und Privilegien bewusster zu machen?**

**Emilia Roig:** Die Veränderung geht mit innerer Arbeit einher, für jeden Einzelnen und für uns alle als Kollektiv. Wir können die Gesellschaft nur ändern, wenn wir uns selbst ändern. Dieser Satz wird oft missverstanden, denn wir erleben hierzulande eine Art Action

Bias: Das heißt, wir wollen sehr schnell Dinge verändern und eine To-Do-Liste haben. Das hat auch mit unserer Arbeitskultur zu tun, mit unserer kapitalistischen und neoliberalen Gesellschaft, die sehr auf Geschwindigkeit getrimmt ist, ohne die Wurzeln von Problemen anzupacken.

Der erste Schritt für die Veränderung besteht deshalb darin, diesen Mechanismus überhaupt erst zu bemerken und sich klar zu werden, was er mit uns Menschen macht. Was hat Unterdrückung mit unserer Selbstwahrnehmung zu tun? Wie hat sie uns alle und unsere Wahrnehmung der Realität beeinflusst? Das ist eine Arbeit, die Zeit braucht und je tiefer sie geht und je länger sie dauert, desto größere Veränderung wird sie bewirken. Dieser kulturelle Wandel kommt dann auf eine organische Art und Weise, indem ein neues Denken auch neue Systeme hervorbringt.

## **Über die Person**

Emilia Zenzile Roig (\*1983) ist Gründerin und Direktorin des Center for Intersectional Justice (CIJ) in Berlin. Sie promovierte an der Humboldt-Universität zu Berlin und an der Science Po Lyon. Aufgewachsen in Frankreich fing sie an, angewandte Fremdsprachen zu studieren, bevor sie zu Jura nach London wechselte, wo wie einen MBA in International Law and Business absolvierte. Sie lehrte in Deutschland, Frankreich und den USA Intersektionalität, Critical Race Theory und Postkoloniale Studien sowie Völkerrecht und Europarecht.

Emilia Roig hält europaweit Keynotes und Vorträge zu den Themen Intersektionalität, Feminismus, Rassismus, Diskriminierung, Vielfalt und Inklusion und ist Autorin zahlreicher Publikationen auf Deutsch, Englisch und Französisch. Sie ist Interviewpartnerin in Sibylle Bergs Bestseller „Nerds retten die Welt“ und war Mitglied der Jury des Deutschen Sachbuchpreises 2020. Ihr Buch „Why we matter. Das Ende der Unterdrückung“ ist im Februar 2021 im Aufbau Verlag erschienen. //

Quelle: <https://www.her-career.com/der-kampf-fuer-gerechtigkeit-ist-ein-kampf-um-gerechtigkeit-fuer-alle/#>

## Rock 'n' Roll und Rhythm & Blues

Rock 'n' Roll (kurz für Rock and Roll) ist ein unklar umrissener Begriff für eine US-amerikanische Musikrichtung der 1950er und frühen 1960er Jahre und das damit verbundene Lebensgefühl einer Jugend-Protestkultur. Die meistens (außer in manchen Balladen) im 4/4-Takt gespielte Musik enthält einen deutlichen Offbeat (starker Akzent auf den geraden Zählzeiten zwei und vier).

Außerdem ist Rock 'n' Roll die Bezeichnung für einen mit dieser Musik verbundenen Gesellschaftstanz, der aus dem Lindy Hop und dem Jitterbug hervorgegangen ist und dessen wesentliche Merkmale die akrobatischen Einlagen sind. Im Gegensatz zur Musik werden im Tanz die ungeraden Zählzeiten (eins und drei) betont.

Zunächst ein Slangausdruck für den Beischlaf, wurde der Begriff Rock 'n' Roll als Bezeichnung für eine Musikrichtung angeblich erstmals 1952 vom amerikanischen DJ Alan Freed geprägt. Allerdings tauchten die Begriffe Rock und Rock and Roll schon Jahre vorher in schwarzen Rhythm & Blues-Titeln auf, beispielsweise in Eunice Davis' Aufnahme Rock little Daddy von 1951 oder bereits in dem 1934 von den Boswell Sisters aufgenommenen Titel Rock & Roll.

Dennoch bleibt unumstritten, dass es Freed war, der sowohl den Begriff als auch die Musik selbst für eine breite Öffentlichkeit fit machte, so dass Rock 'n' Roll ab etwa 1955 den Begriff Rhythm & Blues ablöste. Freeds Radioshow Moondogs, in der vor allem schwarzer Rhythm & Blues gespielt wurde, hatte Mitte der 1950er Jahre Kultstatus sowohl bei weißen als auch bei schwarzen Jugendlichen. Viele weiße Jugendliche hatten hier in einer Zeit der Rassentrennung erstmalig die Gelegenheit, afroamerikanische Unterhaltungsmusik intensiv zu hören. Außerdem fungierte Freed als Veranstalter für Livekonzerte und als Entdecker und Förderer von Künstlern wie Chuck Berry, Bo Diddley, Gene Vincent, Frankie Lymon und etliche mehr. So entwickelte sich der Begriff Rock 'n' Roll, der zunächst nur ein Synonym für Rhythm & Blues war, schnell zu einem eigenständigen Gattungsbegriff und bezeichnete jene neue Musik, in der die damals übliche strikte Trennung zwischen schwarz und weiß aufgeweicht wurde. Heute wird der Begriff im allgemeinen Sprachgebrauch auch auf zeitgenössische Rockmusik angewendet, vor allem im angelsächsischen Sprachraum. Die musikhistorische Definition ist jedoch enger gefasst. Hier ist Rock 'n' Roll ein Sammelbegriff für diverse Frühformen der Rockmusik, die Mitte der 50er Jahre in den USA entstanden und in ihrer subkulturellen Funktion Mitte der 60er Jahre von der Beatmusik abgelöst wurden.

Schon Ende der 40er Jahre begann in den USA eine Jugend-Protestkultur, die das Underdogdasein, Freiheit von bürgerlicher Moral, Drogen und rastlose Mobilität zu ihren Idealen erhob. Diese Bewegung identifizierte sich zunächst nicht über die Musik, sondern über die Beat-Literatur von Autoren wie Jack Kerouac, Filme wie "The Wild One", oder über Bücher wie "Catcher in the Rye". Selbst der James Dean Film "Rebel Without a Cause" von 1955 hatte noch keinen musikalischen Rock-'n'-Roll-Bezug, obwohl er ansonsten schon alle Merkmale der Rock-'n'-Roll-Kultur enthielt. Als Musik dieser Bewegung diente zunächst, vor allem bei den Anhängern der Beat-Generation Anfang der 50er Jahre, der schwarze Bebop-Jazz, als die Protestbewegung sich weiter ausbreitete, wurde das (von den Eltern häufig verbotene) Hören von Rhythm & Blues populär, der Musik der afroamerikanischen Unterschicht.

Erst der Film "Blackboard Jungle" von 1955 (in dem es um Jugendkriminalität an Schulen ging) enthielt einen Rock 'n' Roll Soundtrack ("Rock around the Clock" von Bill Haley & The Comets) und brachte dadurch den ersten weltweiten Rock 'n' Roll Hit hervor. Der explosionsartige Erfolg dieser Musik erklärt sich aus der schon länger bestehenden Sehnsucht nach einer eigenen Jugendmusik, über die sich die Rebellion gegen die Elterngeneration ausdrücken ließ. Rock 'n' Roll füllte also ein gesellschaftliches Vakuum und gab einem vagen Lebensgefühl seine Ausdrucksmöglichkeit.

Trotzdem ist der Rock 'n' Roll nie ein einheitlicher Stil, sondern immer nur ein Sammelbegriff verschiedener Musikarten gewesen. Die Musikszene in den USA war stark regionalisiert, nicht nur, weil das dominierende Massenmedium Rundfunk vorwiegend aus lokalen Stationen bestand. Auch die Plattenindustrie war regional organisiert, die ethnischen Subkulturen hatten ihre geografischen Nischen mit eigenen musikalischen Traditionen, und in den Südstaaten herrschte strenge Rassentrennung. So etablierten sich, je nach Gesellschaftsschicht, Ethnie und geografischer Region, unterschiedliche Musikstile, die alle unter Rock 'n' Roll einzuordnen sind, weil sie zwei gemeinsame Nenner vereint: Sie sind alle Ausdruck von Minderheiten und sie wurzeln alle im Rhythm & Blues. Deshalb lohnt es sich, bevor wir die einzelnen Spielarten des Rock 'n' Roll beschreiben, einen näheren Blick auf diese vielerwähnte Musikrichtung, diesen Ur-Nährboden des Rock 'n' Roll, zu werfen.

Die Bedeutung des Begriffs, geprägt Anfang der 40er Jahre von Jerry Wexler, hat sich bis heute ständig gewandelt. Zunächst nur ein Ersatzwort für "Race Music", war Rhythm & Blues in den 40er Jahren die Bezeichnung für sämtliche afroamerikanische Musik außer dem Jazz, also für die Musik der schwarzen Unterschicht Amerikas. In den 60er Jahren wich der Begriff dem Marktnamen Soul, und heute bezeichnet man mit "R&B" eine Form zeitgenössischer, schwarzer Popmusik. Rhythm & Blues ist also alles andere, als ein einheitlicher Begriff für eine einheitliche Musikrichtung.

Ende der 40er Jahre entwickelte sich, im Zuge der Urbanisierung der schwarzen Landbevölkerung, ein einheitlicher, großstädtischer Stil heraus. Viele Rhythm & Blues Combos waren zunächst nichts anderes, als verkleinerte schwarze Bigbands. Häufig waren es Sextette oder Quintette. Die kleineren Besetzungen verdankten sich dem Kostenvorteil gegenüber den Bigbands, die für ärmere Clubs nicht mehr bezahlbar waren. Die geringere Lautstärke wurde durch die damals neue elektrische Gitarre kompensiert. Weiterhin kristallisierte sich ein Pianostil heraus, bei dem die linke Hand boogieartige Bassbegleitungen, die Rechte schnelle triolisch geschlagene Doppelgriffe spielte. Anders als im Swing, trat der solistische Anteil der Bläser zurück. Besonders das Altsaxofon fungierte zunehmend als Rhythmusinstrument und spielte Shuffelgrooves. Reine Instrumentalstücke waren selten. Sänger und Sängerinnen (der Frauenanteil im Rhythm & Blues war deutlich höher als im Rock 'n' Roll) sangen häufig mit gospelartigen Verzierungen. Nicht wenige Rhythm & Blues Texte spielten mit sexuellen Anspielungen und Zweideutigkeiten.

Rhythm & Blues galt für das etablierte Amerika als anzüglich und vulgär, schlicht als inakzeptable Untergrundmusik. Indes gelang es dem Rhythm & Blues, eine eigene Musikindustrie zu etablieren, die auch größere Labels wie Atlantic Records unterhalten konnte, wo der Produzent Jerry Wexler diese Musik wie kein zweiter förderte.

Wenn auch der Rhythm & Blues nicht uneingeschränkt unter Rock 'n' Roll einzuordnen ist, so teilt er doch mit diesem eine große Schnittmenge, in die Interpreten wie der frühe Ray Charles, Bo Diddley, natürlich auch Chuck Berry, Fats Domino, Little Richard, LaVern

Baker und viele andere hineingehören. In Städten wie Chicago oder New Orleans wurden dementsprechend die beiden Begriffe "Rock 'n' Roll" und "Rhythm & Blues" auch lange als Synonyme verwendet. Und selbst denjenigen Rock-'n'-Roll-Spielarten, die eindeutig nicht mehr zum Rhythm & Blues gehören, von Rockabilly bis zum Highschool Rock 'n' Roll, diente der Rhythm & Blues als wesentlicher Inspirationspool. Man kann also mit Recht behaupten, dass der Rock 'n' Roll eine Weiterentwicklung, häufig auch eine "Verweißung" des Rhythm & Blues war, mit der nur Teile der schwarzen Jugend sich identifizieren konnten.

Besonders frustrierend wirkte dabei der Umstand, daß weiße Künstler wie Presley mit schwarzen Coverversionen Millionen verdienten, während Künstlern wie Big Mama Thornton (Autorin von "Hound Dog") der Erfolg beim Massenpublikum versagt blieb. Und selbst die erfolgreichen schwarzen Musiker wie Little Richard und Bo Diddley wurden vielfach um den Ertrag ihrer Leistung betrogen (Bo Diddley verdiente an seinen großen Hits in den 50er Jahren exakt 0,- US Dollar.)

Nur leicht zeitversetzt zum Siegeszug des Rock 'n' Roll wurde daher von schwarzen Musikern und Managern der gezielte Gegenversuch gestartet, den Rhythm & Blues zu kommerzialisieren, ohne ihn dabei aus schwarzen Händen zu geben. Unter dem Marktnamen Soul (Musiker sprachen in der Regel weiter von Rhythm & Blues) wurden neue schwarze Talente auf hohem Niveau ausgebildet und dann breit vermarktet. Instrumental, tänzerisch, kompositorisch und vor allem stimmlich erreichte der Rhythm & Blues in der Soul-Ära seine höchste Blüte. Tatsächlich gelang es mit dem Soul, einen weltweiten Boom auszulösen, der auch das zahlungskräftige weiße Publikum erfasste. Frische Talente mit gewaltigen Stimmen stürmten die Charts, die dank der kommerziellen Konzeption noch heute ein Begriff sind (Martha Reeves, Aretha Franklin, Ike & Tina Turner, Stevie Wonder, Otis Redding und viele mehr). Zwar handelte es sich bei diesem kommerzialisierten Rhythm & Blues um Populärmusik, doch wurden die schwarzen Wurzeln wie Blues und Gospel keinesfalls verwässert, sondern bewußt reaktiviert. //

Quelle: <https://www.rocking-rolling.de/geschichte/>